

General-Anzeiger

Bergische Nachrichten
Wuppertaler Nachrichten

der Stadt Wuppertal

Bergisch-Märkische
Zeitung

Verlag W. Girardet, Wuppertal-Elberfeld

№. 56 — 57. Jahrgang

Montag 8. März 1943

Einzelpreis 15 Pfg.

Gute Fortschritte im Raum von Charkow

Abwehrerfolg bei Drel: Von 90 angreifenden Feindpanzern 74 abgeschossen

Der Führer-Hauptquartier, 8. März. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Südwestlich Charkow brachen unsere Angriffsdivisionen den feindlichen Widerstand und zogen den Angriff bis in den Raum westlich der Stadt vor.

Im Kampfabschnitt von Drel rannten die Sowjets an einzelnen Abschnitten immer wieder von neuem gegen unsere Stellungen vergeblich an. Ein seit Tagen in schwerer Abwehrfeuer stehender Kampf ist mir darüber im klaren, daß dieser Kampf nicht nur geführt wird vom deutschen Soldaten, der sich überlegen hat... genau so groß und entscheidend ist die riesige Front der Heilmall Adolf Hitler.

des Armeekorps erzielte gestern einen großen Abwehrerfolg. Von 90 angreifenden feindlichen Panzern wurden 66 im Erdkampf und 8 Panzer aus der Luft vernichtet. Im Mittelabschnitt führte der Feind zahlreiche Angriffe, um die Bewegungen der deutschen Truppen zu stören. Er wurde überall blutig zurückgeschlagen. Im Zug der seit Tagen im Gang befindlichen planmäßigen Verdrängung der Front wurde der Ort Zischewka ohne feindlichen Druck geräumt. Die Abwehrschlacht südlich des Zischewka hielt auch gestern in unermüdlicher Härte an. Trotz starker Artillerieunterstützung und Einsatz von Panzern und in dichten Wellen anstreichenden Schlachtfliegern, blieben die Angriffe der Sowjets im Abwehrfeuer und unter dem vernichtenden Einsatz der Luftwaffe mit schweren Verlusten liegen. Jagdflieger und Flakartillerie schossen über diesem Frontabschnitt 60 Sowjetflugzeuge ab. An der nordwestlichen Front nur Kämpfe von örtlicher Bedeutung. Jagdfliegerverbände waren in zahlreichen Luftkämpfen erfolgreich. Deutsche Jäger schossen dabei neun Spitfire ab. Bei einem Angriff deutscher Kampfflugzeuge gegen das Hafengebiet von Tripolis wurden zwei Schiffe in Brand geworfen. Schnelle deutsche Kampfflugzeuge bekämpften bei Tage die Stadt Casburne an der Südküste Englands. — In der vergangenen Nacht wurde das Gebiet von Southampton mit Spreng- und Brandbomben belegt. Angriffe der feindlichen Luftwaffe gegen das Reichsgebiet und die besetzten Westgebiete fanden weder bei Tage noch bei Nacht statt. Ueber der Nordsee verlor der Feind drei mehrmotorige Flugzeuge.

Berlin, 8. März. Im mittleren Abschnitt der Front stießen die Volksgenossen am 6. März teilweise mit verstärkten Kräften gegen die vordringende Frontmasse vor, deren östliche Spitze

Härte im Alltag

Wir haben uns an den Ton der Sirenen gewöhnt, die vor feindlichen Angriffen warnen. Sie sind Begleiter unseres Alltags geworden, die Tag und Nacht an den Krieg erinnern und an die Gefahren, die mit ihm verbunden sind. Wenn die Sirenen ertönen, wissen wir, daß Britenbomber den Luftraum über unseren Städten unheimlich machen und machen uns bereit, einem Angriff zu begegnen. So tragen sie die Härte des Krieges in unseren Alltag, Mahner zur ständigen Vorsicht, die nicht nur die umfangreiche Abwehr feindlicher Luftangriffe in Tätigkeit setzen, sondern auch jedem einzelnen von uns sein Verhalten für die Stunden der Gefahr vorschreiben. Und doch betrifft der Heulton der Luftwarnsirenen nur einen Teilausschnitt des großen Kampfes, in dem wir stehen. Wenn es Vorrichtungen gäbe, welche die große Gefahr anzeigten, die mit uns ganz Europa bedroht: sie kämen nicht zur Ruhe. Und so wollen wir auf ein inneres Warnsignal hören, das uns gerade in unserem Alltag ständiger Begleiter sein soll. Wir wollen unser Tun und Lassen immer wieder prüfen, ob es stets dem Ernst der entscheidungsschweren Zeit entspricht, in die wir hineingestellt sind. Wir wollen keineswegs den Kopf hängen lassen und eine Leichenbittermiene aufsetzen — aber wir wollen die Härte unseres Alltags als uns nehmen im wachen Bewußtsein der Notwendigkeit, Weisheit, Launeit oder gar Kleinmut und Feigheit abzulegen und eine Haltung an den Tag legen, mit der wir vor den Anforderungen des totalen Krieges und vor dem großen Beispiel unserer Soldaten würdig bestehen können. Möge die „innere Sirene“ ertönen, wenn wir in Gefahr sind, es an dieser Haltung fehlen zu lassen! Dann werden wir nicht nur unserem Volk, sondern uns selbst den größten Dienst tun und uns immer wieder zu jener Härte des Alltags durchkämpfen, mit der eine Gemeinschaft jede, auch die härteste Schicksalsprobe siegreich besteht.

der Trümmerhaufen von Ghatzl bildet. Ihre zahlreichen Angriffe blieben ohne Erfolg. Es waren drei Haupttrichtungen der feindlichen Vorstöße zu erkennen, und zwar aus der Gegend Wobais, der großen Straße entlang nach Westen und aus dem Raum Nischew nach Süden und Südwesten. Der Feind wollte offenbar den Frontbogen von Osten her eindringen und die Bahn- und Straßenverbindungen unterbrechen, die dort hinter unseren Stellungen verlaufen. Keines dieser Kampfziele haben die Volksgenossen erreichen können.

Auch südlich und südwestlich Nischew konnten die Sowjets trotz Unterstützung ihrer Vorstöße durch Panzer, Schlachtflugzeuge und zahlreiche Batterien nicht durchdringen. Sie mußten ihre oft an den gleichen Stellen mehrfach wiederholten Angriffe mit großen Ausfällen bezahlen und

Spezialwaffen für jede Gefechtslage

Von unserer Berliner Schriftleitung

Raum eine andere Tätigkeit spielt sich zu allen Zeiten, erst recht natürlich im Krieg so geheim ab, wie die Arbeit des Waffenkonstruktors. Mit umso größerer Spannung hat es deshalb die Technik-Literatur der Gesellschaft beauftragt, daß vor kurzem in ihrem Kreis Professor Dr.-Ing. Erich Müller im Einvernehmen mit dem Reichsminister für Bewaffnung und Munition, Albert Speer, über seine Arbeit gesprochen hat. Der Vortrag hat allen Hörern einen tiefen Einblick in das von hohem Verantwortungsgefühl gleichermäßen wie von wahrhaft künstlerischer Intuition getragene Schaffen des Mannes und seines Mitarbeiterstabs, der sich aus mehreren tausend Wissenschaftlern, Konstrukteuren, Mathematikern und Physikern zusammensetzt, vermittelt. Es war, wie Professor Müller meinte, eine glückliche Schicksalsfuga, daß er trotz seiner künstlerischen Neigungen den ersten Weltkrieg als Grenadier mitmachte, weil er so die beste Gelegenheit hatte, in den Materialschlachten nicht bloß die Stärke, sondern auch die Schwächen unserer Waffen studieren zu können. Dem Helden an der Front, dem Grenadier, den denkbar besten artilleeristischen Schuß, überhaupt die besten Waffen, zu liefern, bezeichnete Müller als obersten Grundsatz seines Schaffens.

Die Aufgabe, die der Führer auf waffentechnischem Gebiet gestellt hat, war groß und hart. Es galt, die Truppe aus den Materialschlachten zu lösen und in einen beweglichen Offensivkampf zu führen. Zu diesem Zweck mußte eine völlig neue Bewaffnung aufgebaut und ein Geschützpaar von größter Beweglichkeit hergestellt werden. Die Leistung des Weltkriegsgeschützes mußte verdoppelt, sein Gewicht durfte aber nicht erhöht werden. Dieses waffentechnische Ziel sei erreicht worden.

Neue Probleme warf die Bekämpfung der Maginot-Linie auf. Die Schutzhülle der Geschütze mußte vervielfacht werden. Es galt Stahlbleche in einer Größe auszuwalzen, für die es noch keine Vorbilder gab. Die Last eines langen Güterzugs sei in dem Riesengeschütz zusammengefaßt. Die Schutzhülle dieses Geschützes sei gleich dem Rumpf eines schweren Panzergeschützes des Heeres. Dabei habe man selbst für dieses gigantische Geschütz den Grundsatz der Beweglichkeit übernommen; an einem einzigen Tag kann es aufgebaut und wieder abgebaut werden und ist überall hin mit der Eisenbahn zu transportieren, ein Wunderwerk deutscher Geschützbaukunst, das die Leistungen der „Dickten Beria“ des Weltkriegs weit hinter sich läßt.

Die gewaltige Leistung, die in den Geschützen im Augenblick des Abschusses freigesetzt wird, bedingt, wie Prof. Müller betonte, eine ungeheure Beanspruchung des Materials. Nur das beste Material widerstehe solchen Zerreißproben. Aufgabe des Konstrukteurs sei es, dafür zu sorgen, daß das Geschütz auch nach 5000 Schuß benutzbar bleibe. Dieses Ziel hat man dadurch erreicht, daß die einzelnen Geschützteile auswechselbar gemacht worden sind. Das ist ein gewaltiger waffentechnischer Fortschritt gegenüber dem Weltkrieg, in dem es für unmöglich galt, auswechselbare Geschützteile anzubringen. Heute dagegen kennen wir bei den wichtigsten Geschützteilen, wie den Feldgeschützen und den Flakgeschützen, den ehebem so gefährlichen Begriff der begrenzten Lebensdauer nicht mehr. Die Tatsache der Auswechselbarkeit kommt praktisch einer Verdoppelung und Verdreifachung unserer gesamten Rüstungskapazität gleich. Diese brauche ja heute nur noch für die Ausdehnung unseres Waffenparks, also nur für die Herstellung von Waffen, und nicht mehr, wie im ersten Weltkrieg für die Erneuerung der vorhandenen Waffen eingesetzt zu werden.

Mit der handlichen Anordnung der Bedienungsrufe war eine weitere wichtige Aufgabe zu lösen. Die moderne Waffe ist ein kompliziertes technisches Gerät. Aber der Soldat darf sich dessen nicht bewußt sein. Er muß auch bei Dunkelheit, auch im Augenblick der Gefahr, die Waffen sicher

verloren allein im Gefechtsstreifen eines Regiments über 1000 Tote. Es ist offensichtlich, daß den Volksgenossen hier die Kraft zu uraltem Nachdenken fehlt. Dies erklärt sich aus den schweren Zusammenstößen in den vorausgegangenen Abwehrschlachten im Raum von Nischew.

Ebenso erfolglos war der Feind bei der Fortsetzung seiner Vorstöße bei Staraja Rukja, obwohl neuer Krost das Gelände wieder fest und auch für Panzer gut passierbar gemacht hatte. Nicht beiderseits dieses Ories verloren die Volksgenossen in zwei Tagen 28 Panzer und bei einem einzigen Gegenangriff 800 Tote. 50 Gefangene, 151 Maschinengewehre und Granatwerfer sowie 40 Panzerbüchsen. Unsere Luftwaffe unterstützte den Abwehrkampf durch Bombenwürfe auf Kampfanlagen, Truppenansammlungen und den Nachschub des Feindes auf Bahnen und Straßen.

bedienen können. Auch dieser Grundsatz sei bei den meisten Geräten bis zu hoher Vollkommenheit verwirklicht worden.

Ein weiterer Vorzug von vielen der heutigen deutschen Geschütze darin, daß sie in wenigen Sekunden nach völlig anderer Richtung gedreht werden können. Auch in dieser Neuerung liegt eine Verwirklichung der Gefechtsaufgabe des Geschützes begründet.

Die Munition sei ebenfalls wesentlich verbessert worden. In Verbindung mit den Sprengstoffchemikern, den Metallurgen und den Ballistikern, deren Leistung im Vergleich zum ersten Weltkrieg, aber auch zum Anfang des letzten Krieges, um das Vielfache gestiegen sei.

Die Entwicklung der Kampfwagen habe verhältnismäßig spät begonnen und sei noch in seiner Weise abgeklungen. Immerhin sei der Kampfwagen heute schon bei 40 Grad über und unter Null betriebsfähig. Die Panzerdrehleistung sei heute dreimal so hoch wie zu Beginn des gegenwärtigen Krieges. Eine ähnliche Entwicklung hätten auch die Panzerabwehrmittel durchgemacht; ihre Leistungen hätten sich in kaum drei Jahren in einem Tempo gesteigert, für das man in normalen Zeiten eine ganze Generation gebraucht hätte.

Das Grundproblem der Waffentechnik habe sich gegenüber dem ersten Weltkrieg wesentlich gewandelt. Damals wurde mit Geschützen gekämpft, die bei Kriegsausbruch bereits entwickelt waren. Das waren Geschütze, für die eine Entwicklungszeit von fünf bis sechs Jahren notwendig gewesen war. Damals bestand das Problem nur in der Produktionssteigerung, die auch erreicht worden sei. Heute dagegen bestünde die Hauptaufgabe darin, solche Waffen herzustellen, die sich an die jeweilige Gefechtslage anpassen. So hätten wir heute eine Vielzahl von ganz neuen Waffen und bereits etwa doppelt so viel Waffentypen wie bei Kriegsausbruch. Nur die gewaltige Steigerung der Technik habe die planmäßige Weiterentwicklung dieser neuen Waffen ermöglicht. Die stetig fortschreitende taktische Erkenntnis dränge zu immer neuen Waffen.

Mit berechtigtem Stolz bemerkte Professor Müller, er habe bei seiner häufigen Anwesenheit an der Front immer höchste Befriedigung empfunden, wenn er die Soldaten an den neuen Geräten arbeiten sah. Aus zahllosen Gesprächen, die er mit Frontoffizieren geführt habe, seien ihm immer neue Anregungen für die Verbesserung der Geräte gegeben worden, denen die Technik immer gern nachkomme. Wenn auch der Feind heute gute Waffen besitzt, so brauchen wir sie doch nicht mehr zu scheuen.

Mißlungene Eigenreklame

Halifax und die „Liberty“-Schiffe

W. G. Stockholm, 8. März. (Eig. Bericht.) Der britische Vizekonsul in den USA, Lord Halifax, hat wegen der ständigen Mißachtung, die der britische Kriegseinsatz von amerikanischer Seite erfährt, wieder einmal den Auftrag erhalten, in einer öffentlichen Rede etwas über die englischen Leistungen in diesem Kriege zu sagen. Er kam dabei auch auf die Leistungen der britischen Werften zu sprechen und meinte, der bekannte Schiffsbau „Liberty“, der auf den USA-Werften gebaut werde, sei praktisch eine englische Erfindung und von den englischen Ingenieuren entworfen; das erste Probeschiff dieses Typs sei auch auf einer englischen Werft vom Stapel gelaufen.

Am Tage nach dieser schönen Rede von Lord Halifax erschien in der USA-Zeitschrift „Time“ ein Artikel, in dem ausgerechnet diese „Liberty“-Schiffe einer geradezu vernichtenden Kritik unterzogen wurden. Die Schiffe wurden als glatte Fehlfunktion bezeichnet. Sie stellten geradezu eine Gefahr für jeden Seemann dar, da sie weder an Geschwindigkeit, noch an sonstiger Ausrüstung den Erfordernissen eines modernen Seeläufers entsprächen. — Armer Halifax!

Ein Verschleierungsversuch

Von unserer Berliner Schriftleitung
Nachdem die Amerikaner durch die führenden Politiker und die Presse ihres Landes in letzter Zeit ihre weltwirtschaftlichen Pläne mit allzu großer Sorglosigkeit verbreitet haben und die ganze Weltöffentlichkeit sich damit beschäftigt, wird ihnen jetzt auf einmal zu viel davon gegeben. Der Unterstaatssekretär Sumner Welles wurde daher beauftragt, eine Erklärung des Sinnes abzugeben, man brauche nicht anzunehmen, daß die zahlreichen nordamerikanischen Stützpunkte in Südamerika „auch nach dem Kriege beibehalten“ würden.

Diese von Welles vorgetragene Erklärung Roosevelts steht an Verlogenheit mit den bekannten Rooseveltschen Weltversprechungen auf einer Stufe. Schon fast drei Jahrzehnte vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges haben die Amerikaner zunächst einmal den englischen Einfluß und den englischen Besitz an Äthien und Grundbesitzungen in Südamerika durch den Vertrag von Washington, zunächst unter der von Hull auf der pan-amerikanischen Konferenz verkündeten Devise von der „autonen Nachbarschaft“, danach im Wege der politischen und finanziellen Erpressung. Die ganze Bewegung gipfelte schließlich darin, daß die Mehrzahl der südamerikanischen Staaten in eine absolute Abhängigkeit von den USA geriet. Diese wurde untermauert einmal durch eine planmäßige Verschuldung des Südens in finanzielle Verschuldung, betrieben von dem Finanzierungsinstitut Nelson Rockefeller, außerdem durch die Aneignung zahlreicher Luft- und Marinestützpunkte. Im Laufe der letzten drei Jahre haben sich die Vereinigten Staaten aus dem südlichen Halbkontinent vor allem nach der atlantischen Seite ein geschlossenes Netz solcher Stützpunkte angeeignet und sind fortlaufend mit seinem Ausbau und seiner Erweiterung beschäftigt.

Die Erklärung Sumner Welles ist schon aus dem einfachen Grunde eine klare Lüge, weil ja gerade in den letzten Tagen aus führenden politischen Kreisen der USA zahlreiche Erklärungen abgegeben worden sind, die das Gegenteil bezeugen. Wir erinnern nur an die vor einigen Tagen erfolgte Verdrückung des Marineministers Knox von dem Plan einer Weltflotte, um das Weltmeer für alle Meere. Wir erinnern ferner an die Erklärungen von Kongressmitgliedern aus den letzten Tagen, wonach beispielsweise über den ganzen Stillen Ozean hinweg von Norden bis Süden ein Netz von Stützpunkten vorgetrieben werden müßte, das die seit Ausbruch des japanischen Krieges an die Japaner verlorenen Stützpunkte ersetzen sollte. Und wir erinnern schließlich an die von gleicher Seite aufgestellte Forderung, wonach die USA sich keinesfalls mit der Bedienung von Stützpunkten begnügen dürften, sondern diese Stützpunkte für immer als Eigentum übernehmen müßten. Und gerade Ende der vergangenen Woche wurde bekannt, daß Washington sich mit dem Plan trägt, ein „Generalgouvernement Nordafrika“ zu errichten, womit also beispielsweise auch die Lage des „Generalgouverneurs“ für Nordwestafrika, Petroun, gezählt sein würden. Man braucht kaum ein Wort weiter darüber zu verlieren, daß gerade die Yankees die allerletzten sind, die unzählige Dollar-Milliarden in den Versuch der Errichtung einer Weltbeherrschung stecken und am Ende dieses Krieges diese ganzen Milliarden für nichts und wieder nichts aufgeben sollten.

Am übrigen bezieht sich die von Sumner Welles im Auftrag Roosevelts abgegebene Erklärung ausdrücklich nur auf den südamerikanischen Kontinent — mit seinem Wort aber beispielsweise auf das britische Empire. In den letzten Tagen hat ja der britische Kolonialminister Stanley den ausichtslosen Versuch unternommen, gegen die amerikanischen Kontrollbestrebungen hinsichtlich des britischen Empires ein Veto einzulegen. Es ist bezeichnend, daß dieser Abwehrversuch Stanleys in politischen Kreisen Londons durchaus nicht überall begrüßt wurde. Dort vertritt man teilweise die Meinung, die Regierung Churchill habe durch die Erklärung Stanleys ihre grundsätzliche Haltung in der Frage des Empires und damit in der Frage der Weltbeherrschung viel „zu früh festgelegt“ und habe dadurch den Amerikanern die Möglichkeit gegeben, Gegenmaßnahmen zu legen. Diese „Gegenmaßnahmen“ sind längst eingelegt — und Herr Sumner Welles sanfter Verschleierungsversuch wird sein Kind über die wahren Absichten Roosevelts-Amerikas täuschen können. Wahrscheinlich nicht einmal Engländer... P. A. R.

Die USA verlangen „Gegendienst“

W. G. Berlin, 8. März. Die United Press meldet, veranlaßt der demokratische Senator Millard Tydings aus Maryland, der dem führenden Vlod im Kongress vorsteht, daß die Pacht- und Leihhilfe der USA in eine „Strafe für wechselseitigen Verkehr“ verwandelt werde. Die Empfänger der USA-Hilfe, besonders Großbritannien, müßten jetzt einen „Gegendienst“ leisten, indem sie den USA die strategischen Stützpunkte endgültig überließen, die zur Zeit von den USA nur gepachtet seien. Tydings legte seine Ansichten wie folgt nieder: „Das Pacht- und Leihgesetz wurde ein Teil unserer auswärtigen (lies: imperialistischen) Politik, neun Monate, ehe die USA in den Krieg eintraten. Seine Bezeichnung aber ist irreführend. Die USA verleihen oder verpachten nicht Schiffe, Flugzeuge, Panzer, Geschütze, Munition und Lebensmittel, die sie an die Alliierten senden, sondern sie machen ihnen diese Artikel „zum Geschenk“ und erhalten dafür Gegengleistungen. Sonst wäre der Pacht- und Leihverkehr ja eine Einbahnstraße.“

Erfolgreicher Vorstoß südlich Charkow

Harte Abwehrkämpfe in den Abschnitten Orel und Staraja Russja
Gisstadt planmäßig geräumt

22. März. Aus dem Führerhauptquartier, 7. März. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Am Kuban-Brückenkopf sowie an der Don- und Dnepr-Front fanden gestern nur Kämpfe von örtlicher Bedeutung statt. Durch Vorstöße deutscher Panzerdivisionen wurden Vereinfachungen der Sowjet-Verteidigung, mehrere hundert Gefangene und zahlreiche Beute eingebracht.

Im Raum südlich Charkow brachen schnelle Truppen des Heeres und der Waffen-SS in den Kampf ein. Die eingeleiteten Verbände der 3. sowjetischen Panzerarmee, bestehend aus Teilen des XII. und XV. Panzerkorps, eines Kavalleriekorps und dreier Schützen- und Panzerdivisionen, wurden vernichtet. Die Gefangenen- und Beutezahlen konnten erst zum Teil ermittelt werden. Bisher wurden über 225 Geschütze, 61 Panzer und über 1000 Fahrzeuge gezählt. Die blutigen Verluste der Sowjets sind außerordentlich hoch.

Im Raum westlich Kursk und im gesamten Abschnitt Orel wechselten starke feindliche Angriffe mit erfolgreichen eigenen Gegenstößen. Obwohl der Feind mehrere frische Divisionen in den Kampf warf, gelang es ihm an keiner Stelle, Erfolge zu erzielen.

Im Rahmen planmäßiger eigener Bewegungen ist die Stadt Gschast nach vollendeter Räumung dem Feind kampffähig überlassen worden. Alle Verbände der Sowjets, die deutschen Abwehrbewegungen zu stören, blieben vergeblich.

Im Abschnitt Staraja Russja rannte der Feind auch gestern immer wieder gegen unsere harten Abwehrstellungen an. Er wurde unter

schweren Panzer- und Menschenverlusten zurückgeschlagen. Südlich des Ladoga-Sees gelang es unseren Truppen durch einen örtlichen Vorstoß, ihre Stellungen zu verbessern. Dabei wurden neben zahlreicher Beute mehrere hundert Gefangene eingebracht.

In vielen Abschnitten der Ostfront unterstützten starke Verbände der Luftwaffe durch wuchtige Angriffsschläge auf feindliche Truppen-Ansammlungen, Stellungen und Nachschubverbindungen die Truppen des Heeres.

An der süd-tunesischen Front unternahm deutsch-italienische Truppen östliche Vorstöße gegen den Feind. Aufklärungskräfte stießen weit in das feindliche Gebiet vor.

Nachschubverbände griffen mit sichtbarem

Erfolg Panzerkräfte, motorisierte Kolonnen und einen feindlichen Flugstützpunkt an.

Durch den schon gestern gemeldeten Angriff der Luftwaffe auf einen feindlichen Flugstützpunkt wurde ein weiteres großes Frachtschiff beschädigt.

Bei der Abwehr feindlicher Luftangriffe auf zwei Orte an der französischen Atlantikküste wurden drei viermotorige Bomber und zwei Jagdflugzeuge zum Absturz gebracht.

Rom, 7. März. Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Südsüdabschnitt der tunesischen Front kam es im Laufe des gestrigen Tages zu örtlichen Kämpfen.

Die Luftwaffe nahm tätigen Anteil, bombardierte Panzeransammlungen, Artilleriestellungen und Kraftwagenkolonnen.

Im Verlaufe von Luftkämpfen wurden fünf Spitfire abgeschossen und zahlreiche Flugzeuge auf einem gegnerischen Flugplatz am Boden zerstört.

59 Sowjet-Flugzeuge abgeschossen

Hervorragende Taten der Jagdgruppe Trautloft

Berlin, 7. März. Ueber dem Timenseegebiet entwickelten sich am Sonntag den ganzen Tag über andauernde Luftschlachten. Nach den bisher vorliegenden Meldungen schoß dabei die Jagdgruppe des Ritterkreuzträgers Oberleutnant Trautloft ohne eigene Verluste 59 Sowjet-Flugzeuge ab.

Die Völkseisenflieger versuchten, ihre erneuten Angriffe im Raum Staraja Russja durch starke, von Rägern geführte Schlachtfliegerverbände zu unterstützen. Unsere Jagdflieger packten die feindlichen Luftstreitkräfte im Augenblick ihres Eingreifens in die Erdkämpfe, drängten sie ab und entlasteten damit die Heeresverbände bei ihrem erfolgreichen Abwehrkampf.

Im Verlauf der Luftkämpfe errang Hauptmann Philipp, Träger des Eisernen Kreuzes, mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, mit neun Abschüssen seinen 181. bis 189. Luftsieg. Ritterkreuzträger Hauptmann Höder brachte sechs Sowjetflugzeuge zum Absturz und erhöhte dadurch die Zahl der Abschüsse auf 53. Oberleutnant Trautloft selbst erzielte seinen 53., Ritterkreuzträger Oberleutnant Nowotny sei-

nen 66. und Ritterkreuzträger Oberleutnant Goeß seinen 63. Luftsieg, während Oberfeldwebel Wefer mit seinem Abschuß zum 50. Male als Sieger aus Luftkämpfen hervorging.

Berlin, 7. März. Unter Führung des Ritterkreuzträgers Leutnant Weisenberger vorstoßende Jagdflugzeuge stießen am 6. März auf zahlenmäßig stark überlegene sowjetische Luftstreitkräfte. In den sich sofort entwickelnden Luftkämpfen schoß Leutnant Weisenberger kurz hintereinander ein zweimotoriges sowjetisches Kampfflugzeug, 3 Curtiss und 2 Sowjetjäger, insgesamt also sechs feindliche Flugzeuge, ab und errang damit seinen 39. bis 44. Luftsieg.

In weiteren Luftkämpfen wurden noch drei Sowjetflugzeuge abgeschossen, so daß die Völkseisenflieger bei diesem Luftkampf allein 9 Flugzeuge verloren. Durch zwei weitere auf einem Flugplatz südlich Murmansk durch Zerstörer am Boden vernichtete Flugzeuge erhöhte sich der Gesamtverlust des Feindes am 6. März an der Eisemeerfront auf 11 Flugzeuge.

„Stümperhaft weitergewurkst“

„Economist“ hält England den Spiegel vor

Stockholm, 7. März. Der Rummel, den man in der englischen Öffentlichkeit mit dem sogenannten Beveridge-Bericht veranstaltete, zieht in London immer noch Blasen, so daß die britische Wirtschaftszeitung „Economist“ in einem Artikel unter der Überschrift „Am Scheidepunkt“ den Dingen auf den Grund zu gehen versucht. Das Blatt kommt dabei u. a. zu folgenden, für englische Verhältnisse geradezu erschütternden Erkenntnissen:

Im Leben einer jeden Nation gebe es Augenblicke, in denen Probleme, die einen sozialen und politischen Fortschritt Jahre hindurch unmöglich machten, unabwendbar eine Lösung forderten. Von den Entscheidungen, vor denen man zur Zeit in England stehe, hänge wahrscheinlich das Schicksal des Landes ab. Es sei die Krise nicht nur dieses Krieges, sondern der Freiheit des 20. Jahrhunderts, die in England einer Lösung entgegengeführt werden müßten. Der Weltkrieg 1914/18 habe nichts entschieden, denn in der darauffolgenden Zeit sei „die Demokratie in völligem Dunkel gewandelt“.

Ein Land nach dem anderen habe sich ein neues Staatssystem ausgewählt, während in den Ländern, in denen man an der demokratischen Regierungsform festhielt, Unwissenheit, Unfähigkeit, Enttäuschung, Erbitterung und Skepsis herrschten. In Deutschland sei der Nationalsozialismus an die Macht gelangt, weil seine demokratischen Gegner eine befriedigende Lösung auf die Probleme der sozialen Sicherheit, des wirtschaftlichen Wohlstandes und der nationalen Sicherheit nicht fanden. In England und den USA lasse sich diese Antwort aber nicht mehr länger hinauszögern, sie müsse endlich gegeben werden. Gelingen es den Engländern und Amerikanern nicht, die in ihren eigenen Ländern hinsichtlich der Sicherheit und des Wohlstandes übernommenen Verpflichtungen einzulösen, dann dümmere ein neues Zeitalter des politischen Chaos heraus, das die Demokratien ihrer eigenen Unfähigkeit verdankten. Der Beveridge-Plan habe grundlegende Streitfragen aufgeworfen, von deren Lösung Englands Zukunft abhängen. Bisher hätten

Die Schwerter für General Bald

Berlin, 6. März. Der Führer verlieh am 4. März dem Generalleutnant Hermann Bald als 25. Soldaten der Wehrmacht das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Bereits im ersten Weltkrieg als Jagdoffizier sechs mal verwundet und für die hervor-



PK-Kriegsbericht Lochner (Sch.)

ragend tapfere Führung seines Panzer-Grenadier-Regiments bei den frühen Durchbrüchen durch die Maginot-Linie und dem weiteren Vorstoß auf Abbeville am 3. Juni 1940 mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet, gebürtiger Generalleutnant Bald heute in die Reihe der bewährten Panzerführer, die durch ihre nie versagende Tapferkeit und ihre persönliche Tapferkeit an der Spitze ihrer Truppen immer wieder entscheidende Siege erröchten haben.

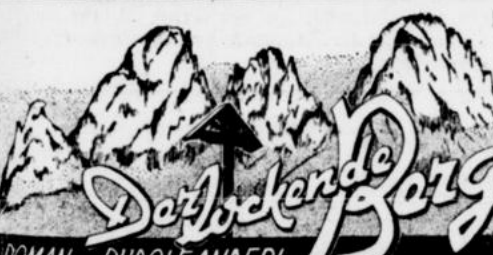
So hatte Generalleutnant Bald mit seiner mitteldeutschen Panzer-Division maßgeblichen Anteil an der erfolgreichen Abwehr der sowjetischen Großangriffe im Don-Region. Das zähe Ausbarren und die zahlreichen blutigen Gegenstöße der von ihrem Kommandeur hervorragend geführten Division trugen entscheidend dazu bei, daß die Völkseisenflieger die deutschen Linien nicht durchbrechen konnten, und ermöglichten der deutschen Führung den Aufbau einer neuen Abwehrfront. Für seine Verdienste wurde der damalige Generalmajor Bald am 20. Dezember 1942 als 155. Soldat der deutschen Wehrmacht mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

Die Demokraten bei jeder Gelegenheit, wenn es um grundlegende Entscheidungen ging, diese verzögert und seien ihnen ausgewichen und hätten stümperhaft weitergewurkst. Ihre Politik sei die des „zu spät und zu wenig“ gewesen. Höre man nicht endlich mit dieser Politik auf? Die Regierung müsse sich daran gewöhnen, auf alle wichtigen Fragen mit einem klaren Ja oder Nein zu antworten.

So weit die britische Wirtschaftszeitung „Economist“. Sie kann beruhigt sein: Die Regierung Churchill wird wie bisher alle sozialen Fragen ungelöst lassen und damit das „Zeitalter des politischen Chaos“ heraufbeschwören, das der Artikel des „Economist“ schon kommen sieht. Immerhin verdient die Betrachtung einiges Interesse — denn hier ist einmal offen ausgesprochen, welcher Zukunft die Briten unter Churchill und Genossen entgegengeben, die gar nicht daran denken, ihren plutokratischen Kurs zu ändern.



Automatischer Flammenwerfer der Sowjets
Beim Vormarsch im Norden der Ostfront stießen Männer der Waffen-SS auf automatische Flammenwerfer der Sowjets. Unsere Pioniere machen sie nun unschädlich.
44-PK-Kriegsbericht Cantzler (Sch.)



Der bedeckte Berg
ROMAN von RUDOLF ANDERL

(6. Fortsetzung)

Der Doktor sah, wie ihm der Freund zulachte und dabei ein Gesicht machte, als wollte er sagen: Du alter Gauner! — „Es war sehr schön heute“, lenkte Paul Müder ab. „Wir waren im Kaiser-Gebräde; aber ich weiß freilich nicht, ob Sie das meinen.“ — „Doch, einigermaßen. Im Junital, nicht wahr? Ich habe schon eifrig Karten studiert. Sie sind Kletterer?“ — „Lebensschafflich sogar.“ Als der Walzer zu Ende war, endgültig zu Ende, führte er sie an ihren Platz zurück. Aber er holte sie schon beim übernächsten wieder, und er wurde fast zornig, als sie dann dreimal nacheinander daneben war. Deshalb brach sie nun schon auf? — Er ging schnell hinüber, eben hoben die Musiker noch einmal die Instrumente, es war doch noch nicht so spät. „Darf ich bitten?“ lächelte er und kam sich dabei vor wie in seiner ersten Tanzstunde. Sie warf dem älteren Herrn, der neben ihr stand, einen raschen Blick zu und folgte dem Doktor. „Eigentlich wollten wir gerade gehen“, erklärte sie. „Baba ist das lange Ausbleiben nicht gewöhnt. Dafür steht er um so früher auf. Er ist schrecklich streng.“ — „Mein Gott! Was sind Sie für eine gute Tochter!“ — „Man wird es. Er hat viel für uns getan.“ Es war womöglich noch voller geworden. Man mußte jeden Schritt überlegen. „Bleiben Sie noch lange?“ wollte er wissen. — „Ich weiß nicht. Interessiert Sie das?“ — „Ich werde rot, wahrhaftig, ich werde rot wie ein kleiner Zunge, dachte er verärgert. „Ich hätte mir erlaubt, mich als Fremdenführer anzubieten“, antwortete er verwirrt. — „Sie sind sehr liebenswürdig. Und wie, wenn ich Ihr Angebot annehme?“ — „Dann wäre das der herrlichste Gedanke, den Sie jemals haben konnten.“ Jetzt lächelte sie. Sein Herz schlug bis zum Hals heraus. Er sagte zu sich selbst: Ich bin verrückt, vielleicht war ich heute zu lange in der Sonne, ich kenne mich selbst nicht mehr; ich habe sie doch von einer Stunde zum erstenmal gesehen. „Nachen Sie einen Vorschlag“, bat sie. „Ich bin begierig, Herr.“

Dr. Paul Müder, stellte er sich vor, aber die Verbeugung dazu mißlang, weil er von einem

anderen Tänzer angestoßen wurde. Jawohl, Mediziner, seit einem Jahr am Krankenhaus rechts der Isar, im übrigen dreißig Jahre alt und leidlich gut erzogen. Wie wäre es mit dem Englischen Garten? Den kennen Sie noch nicht? Das müßte man nachholen, möglichst sofort, nein doch, schon am nächsten Morgen. . . da habe er allerdings Dienst, aber nachmittags ab drei Uhr. . . ob ihr das angenehm sei?

Es war ihr angenehm. Sie vereinbarten als Treffpunkt die Feldherrnhalle, ganz in der Nähe sei ihr Hotel. Er wagte keinen Widerspruch. Er war wie verzaubert, dagegen war nichts zu machen. Später, als sie ging, gefolgt von ihrem Vater und den übrigen würdigen Herren, warf sie ihm noch einen raschen Blick zu. Er erhob sich und dankte.

Nach Mitternacht gingen sie heim. Der Philosoph wohnte in der Ludwigstraße. Müder hatte noch ein paar Straßen weiter. Immer noch war die Stadt voller Leben. Hundert Lampen verstreuten das Licht der Sterne. Als sie sich trennten fragte der Student: „Na? Und wie heißt sie eigentlich?“ — „Keine Ahnung. Sie sagte es nicht. Ihr Vater nannte sie Evelyn.“ — „Umbervoll.“ — „Sollte ich nicht?“ — „Aber du hast dich doch vorgestellt, was?“ — „Ein ich ein Vardar?“ — „Uebrigens treffe ich sie morgen. Ich gehe ihr den Englischen Garten. . . sie ist, weiß Gott, die eigenartigste Frau, der ich jemals begegnet bin.“

„Ich habe dir eben vorhin schon gesagt, daß man dich nur mit Wüstling bezeichnen kann!“ grölle klang, während er mit einiger Mühe den Haus-schlüssel suchte. „Und jetzt gute Nacht. Ich bin sehr müde. Ich wünsche dir ein hübsches Träumen, mein Sohn. . . beim heiligen Leibniz! Warum auch schneist du die Schlangen, grumbgütiger Gott!“ Anknallend fiel die Tür ins Schloß.

Franz Greiderer richtete sich auf, langsam und vorsichtig, sah auf das helle Viertel des Fensters und seufzte leise; dann lauschte er den Atemzügen seiner Frau: Sie schlief fest, sie hatte den ganzen Tag über schwer gearbeitet. Er dachte daran, daß unten in Gräben das Gasthaus „Zum Silbernen Horn“ zu verkaufen war, ein schönes Anwesen mit freundlichen Räumen und gutem Ruf. Der Besitzer, der alte Söller, war kinderlos gestorben. Die Erben wollten das Besitztum so rasch wie möglich zu Geld machen. So ging es billig her; aber für einen Mann wie den Verführer Greiderer war es, obgleich er einiges gespart hatte, immer noch viel zu teuer.

Hier oben, in der Stille hauste er als Pächter. Unten im Tal war er sein freier Herr. Gewiß, er war Verführer und in diesem seinem Beruf ein gesuchter Mann; aber immer blieb er nicht

neununddreißig Jahre alt. Außerdem — wenn Lena nun ein Kind bekam: War es dann nicht besser, sie zogen herunter? Und konnte er sein Verführeramt nicht auch von Gräben aus mitnehmen? Rund um das Dorf standen auch Berge, bekannte Berge, wenn auch nicht so schwere Türme wie hier oben am Joch. — Franz Greiderer, Verführer und Besitzer des altrenommierten Gasthauses „Zum Silbernen Horn“, das wäre so etwas! Da könnte man sich sehen lassen. Man brauchte nur etwas Geld. Aber wie bekommt man das von heute auf morgen?

Er stand auf. Die gleichmäßigen Atemzüge seiner Frau beruhigten ihn. Sie brauchte ihn nicht zu hören, sie machte sich gleich immer törichte Gedanken. Verbumst nahm er seine Sachen vom Tisch und schlich aus dem Zimmer. Silber fiel das Licht der Nacht auf den Boden. Unten in der Küche zog er sich an. Er lauschte nach oben, es war ganz ruhig, man hörte keinen Laut außer dem mühseligen Schnarchen der Männer im Matratzenlager. Die Küche sprang vom Ofen und strich um seine Beine. Gut, daß es mondhell war, da brauchte man kein Licht! Er nahm eine Zeitung aus der Schublade und trat aus dem Haus.

Schwarz und drohend standen die Berge im Zwielicht dieser mond hellen Nacht. Ein anderer wäre vielleicht erschrocken über die seltsamen Formen, die sich jetzt, in der Unwissenheit der Nacht, ihm darboten; Greiderer aber kannte das; schon oft war er zur dunklen Stunde aufgebrochen, wenn er Verführer zu ferneren Gipfeln begleitet hatte. So auch fand er rasch den Weg. Er schritt das Joch hinan, querte am Dämmung vorbei das Kar, ließ den Hafentopf zur Seite liegen und lief um den Bösen Finger herum. Steil, felsengerade und ungeheuerlich in seiner jähren Größe stand der Lechnerurm vor dem nächtlichen Himmel.

Greiderer zog die Zeitung; es war so hell, daß man lesen konnte. — Zwanzigtausend Mark für den, der als erster den Gipfel erreichte. — Zwanzigtausend. Das war mehr als genug, um das „Silberne Horn“ zu kaufen. Und wenn er abstürzte? — Waren nicht schon sechs junge Menschen an diesem Turm zuhause geworden?

Nur nicht daran denken. Bisher, dieser kleine Student Bader, hatte den Ueberhang gemacht, um dann wahrscheinlich als Uebermüdung die nötige Kraft zur Weiterfahrt zu verlieren. Möglicherweise hatte er sich auch zuviel zugemutet, hatte es mit der Angst bekommen — seine letzten verworrenen Worte zeugten dafür. Köhler, Nupp Köhler aus Adn, war sogar bis in die Kaminreihe über dem Joch vorgegraben: Damit war bewiesen, daß man den Ueberhang machen konnte. Wie aber

hatte er es gemacht? Niemand hatte den Rheinländer beobachtet. Aber, was ihm gegliedert war, das mußte auch ein anderer erreichen. . . zwanzigtausend!

Er stand da und starrte zur Höhe, ein winziges Stück Leben neben der ragen den Säule. — Nicht vor ihm lag der Gipfel, eine andere Möglichkeit gab es gar nicht. Er führte über die schmale Kette der Südwand zur Kante und von da in die Tiefe hinüber. Bis dahin war alles klar. Dann entweder zum Tulla-Riß oder weiter nach links zum Leup-Kamin. Ja, waren alle schon gemacht worden, die hatte er ja selbst schon zehnmal geschafft. Und wie dann um den Wulst? — Wie war Bader hinübergekommen?

Er schrak auf. War das nicht ein Schritt? „Franz!“ sagte eine Stimme hinter ihm. Es war Lena, seine Frau. „Du!“ Er machte einen Schritt gegen sie, er sagte nach ihrer Hand. „Du. . . es ist kalt. . . was tust denn du hier oben. . . zu nachtschlafender Zeit!“ Sie sah ihn an, lange und ernst, und dieser Blick war so vorwurfsvoll, daß er die Augen niederzuschlagen mußte. „Und was tust du?“ fragte sie. Er fühlte, daß ihm das Blut unter die Haare schick. „Nichts. Ich konnte nicht schlafen. Ich mußte ein wenig fort.“ — „Und warum gehst du hierher?“ — „Ja.“ Sie trat zurück. Sie stand mit dem Rücken gegen den Turm. Ihre großen Augen waren schwarz. Nie zuvor schien sie ihm kleiner und zerbrechlicher gewesen zu sein. „Man soll zwanzigtausend Mark erhalten, wenn man hinaufkommt“, flüsterte sie. „Du hast zwar die Zeitung vor mir verflucht, Franz, aber andere haben es dafür um so lauter erzählt. So etwas bleibt kein Geheimnis. — Und wann willst du es nun versuchen? — Ja? Oder willst du es leugnen. . . willst du deine Frau anlügen?“ Er gab keine Antwort. „Ich weiß, daß du den Gasthof kaufen willst unten im Tal. Und wenn du abstürzt?“ — „Was ist dann? Was wird mit mir? Was wird mit unserem Kind?“ — „Woher weißt du das alles?“ antwortete er trotzig. — „Von mir selbst. Ich kenne dich, Franz, doch, doch, da brauchst du selbst gar nichts zu sagen. Ich kann dich schließlich auch gar nicht aufhalten. . . ich kann dir keinen Befehl geben: Das darfst du nicht tun! Ich sehe ja, daß es nicht hilft.“ Sie ging noch einen Schritt zurück, so daß sie mit der Schulter den kalten Fels berührte. „Aber eines weiß ich. . . in dem Augenblick, in dem ich höre, daß du auf den Berg gehst, in diesem Augenblick verlaßte ich dich. Ich gehe fort, hörst du. . . meine Mutter lebt noch. Ich kann arbeiten. Mein Kind wird nicht darben müssen.“ — „So. . . das wollte ich dir sagen, Franz, in aller Ruhe. Nun weißt du es. Nun kannst du wählen. Und jetzt laß mich vorbeigehen.“

(Fortsetzung folgt.)

zugelassen. 115
Der Regierungspräsident:
I. A.: Triebel.

Verluste.